

Wie kann es sein, dass Claas Relotius 2018 zum vierten Mal mit dem Deutschen Reporterpreis ausgezeichnet wurde?

Ein Erklärungsversuch

Gleich reden die Jurorinnen und Juroren. Doch vorab eine Bemerkung zum Reporterpreis. Auch das erklärt einiges.

Im Untertitel heißt er: „Der Preis von Journalisten für Journalisten“. Dahinter steht kein Verlag, Konzern oder Branchenverband, kein fremdes Interesse. Sondern der Wunsch, vorbildliche Arbeiten zu finden und darüber zu diskutieren. So steht es Jahr für Jahr in der Ausschreibung. „Diese Diskussion ist der eigentliche Sinn des Reporterpreises, weil wir daran glauben, dass das gute Beispiel der beste Weg ist zu besserem Journalismus.“

Als wir vom Reporter-Forum den Preis vor 10 Jahren begründeten, wollten wir aus den Fehlern anderer Preise lernen. Wir legten Wert darauf, dass die Jurysitzungen öffentlich sind, dass die Kategorien regelmäßig wechseln, genau wie die Jurorinnen und Juroren, die auch aus anderen Branchen kommen; dass es ein aufrichtiger, transparenter Preis ist, durchlässig für die Strömungen seiner Zeit.

2018 wurde der Reporterpreis in 13 Kategorien vergeben. Und so trafen sich am Mittag des 3. Dezember 2018 im Soho House in Berlin 39 Jurorinnen und Juroren, die sich kurz danach auf fünf Räume verteilten. Eine Jury beurteilte die nominierten Arbeiten in der Kategorie Investigation, eine war zuständig für Sportreportagen, eine für Multimedia-Arbeiten, eine für Texte aus dem Bereich Kultur – und eine fünfte für Reportagen.

Dieser letzten Jury gehörten 10 Journalistinnen und Journalisten und ein TV-Produzenten an, 8 Frauen und 3 Männer. Unter anderem lag ihnen ein Reader vor mit 15 nominierten „Besten Reportagen“. Darin: zwei Texte von Claas Relotius. Einer davon hieß: „Ein Kinderspiel“ und erzählte die Geschichte des Syrienkrieges aus der Sicht eines der „Graffiti-Boys“ nach. Nach zweistündiger Debatte setzte sich dieses Stück knapp gegen eine Reportage von „stern“-Autor Jan-Christoph Wiechmann durch.

All das: die knappe Entscheidung, die offene Konstruktion der Jury, genau wie der Wunsch, sich nicht hastig mit offensichtlichen Plattitüden zu rechtfertigen und aus der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Verantwortung zu stehlen – sind die Gründe dafür, dass sich die Jury sich bislang nicht öffentlich geäußert, sondern nur intern diskutiert hat.

Hier kommen, gegliedert nach fünf Fragen, die Argumente der Jurorinnen und Juroren. Auf eines können wir alle uns einigen:

Wir sind erschüttert, wir sind enttäuscht, wir sind wütend und, ja, wir schämen uns, dass wir diesem Betrüger auf den Leim gegangen sind.

Fünf Fragen, eine Nachbemerkung, das Original

1. Welches waren die Argumente für „Ein Kinderspiel“ von Claas Relotius, welches die Argumente dagegen?	2
2. Im Nachhinein, mit dem heutigen Wissen: Gibt es etwas, dass die Jury übersehen hat?.....	6
3. Wie beurteilst du die Debatte über den Fall Relotius?	8
4. Ganz praktisch: Was soll sich künftig an der Arbeit der Jury ändern?	10
5. Was lernst du aus diesem Fall?	13
6. Kurze Bemerkung des Moderators.....	15
7. „Ein Kinderspiel“ von Claas Relotius.....	17

1. Welches waren die Argumente für „Ein Kinderspiel“ von Claas Relotius, welches die Argumente dagegen?

Cigdem Akyol, freie Journalistin, Zürich

Es gibt durchaus Geschichten aus dem Ausland, die mich stutzig machen: Manche Szenen und Dialoge passen einfach zu gut in die Dramaturgie, es wirkt perfekt. Auch bei der Geschichte von Claas Relotius gab es Bedenken in unserer Runde – auf mich aber wirkte die arabisch-deutsche Übersetzung sauber, die Reportage war packend, Details aus Syrien schienen richtig - eine wichtige Geschichte, sehr gut erzählt, so lauteten meine Argumente. Zudem bin ich davon ausgegangen, dass komplett erfundene Geschichten es nicht ins Heft schaffen würden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nikolaus Brender, viele Jahre Chefredakteur des ZDF

In der Berichterstattung über den Syrien-Konflikt standen in den letzten Monaten die geopolitischen Analysen der Mächtekonstellation USA-Russland-Iran-Türkei im Vordergrund. Die Auswirkungen des Krieges auf die Menschen in Syrien wurden weniger beschrieben, nicht zuletzt, weil die Bewegungsfreiheit für Journalisten sehr eingeschränkt war. So schien mir „Ein Kinderspiel“ einen der seltenen Blicke ins Innere des Landes zu geben. „Ein Kinderspiel“ beließ es auch nicht bei der üblichen Opferbeschreibung sondern führte durch die Selbstbezeichnung des Jungen zu einer ungewöhnlichen Brechung der Geschichte.

Wir hatten ja durchaus angemerkt, dass das Stück keine klassische Reportage sei. Aufgrund der Schwierigkeiten aber, direkt aus dem Kriegsgebiet zu berichten, ließ ich zumindest die gewählte Darstellungsform des Gesprächsprotokolls als Reportage gelten. Wenn ich mich richtig erinnere, war der Großteil der Jury von der stilistischen Brillanz des Autors beeindruckt.

Kurz wurde auch die Frage gestellt, ob dies alles stimme. Mir gab der reportierte Audio- und Video-Kontakt per Mobile eher die Gewissheit, dass die Aufzeichnungen auch nachprüfbar wären.

Rainer Hank, viele Jahr Ressortleiter Wirtschaft bei der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“

Man erinnert sich an die eigenen Bedenken natürlich am besten: Mir war bei der Vorbereitung aufgefallen, dass die ganze Geschichte des syrischen Jungen im Netz (etwa bei CNN) längst bekannt war und ich mich ein wenig wunderte, dass Relotius den Eindruck erweckte, er habe den Jungen alleine ausgegraben. Ich hatte deshalb auch "Ein Leben für den Diktator" (wo es auch um Syrien geht) und "Der tote Junge im Baum" in meiner Liste auf Platz eins und zwei, Kinderspiel dann auf Platz drei. Meine Bedenken gegen "Kinderspiel" haben wir dann aber alle (ich auch!) ausgeräumt mit dem (im Nachhinein kuriosen) Argument, preiswürdig sei ja nicht das Faktum, sondern die Art "wie" genial Relotius die Geschichte erzählt, nämlich als spannenden Dialog über die Handys, womit er die Methode der Recherche selbst zum Gegenstand der Reportage mache.

Ja, und dann gab es noch die (heute ebenfalls kuriose) Debatte darüber, dass Relotius schon so viele Preise habe und außerdem ein Mann sei. Das wurde aber - gerade von den Frauen der Jury - gekontert mit dem Argument, "Kinderspiel" sei eben mit Abstand der beste Text, an dem (trotz Mann und vieler Preise) niemand vorbei komme.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Soviel fällt mir dazu ein. Im Nachhinein gewiss kein Ruhmesblatt - aber, nur wer es vorher besser gewusst hat, der werfe jetzt den ersten Stein. Die anderen Steinewerfer, die jetzt überall aus den Gassen kommen, finde ich dagegen nicht überzeugend.

Tina Hildebrandt, Leiterin des Hauptstadtbüros der „Zeit“

Für den Text sprach, dass er ein maximal relevantes Thema, den Syrienkonflikt, zum Gegenstand hatte und diese inzwischen für viele verworrene Geschichte - scheinbar - auf den Ursprung zurückgeführt hat, dass er dies mit einem ungewöhnlichen Zugang geschafft hat bzw. zu einem schwer zu recherchierenden Sujet überhaupt einen Zugang gefunden zu haben schien und nicht zuletzt, dass der Text sehr gut geschrieben war. Während beim zweiten nominierten Relotius-Text teilweise eine als reißerisch und überinszenierte empfundene Sprache moniert wurde (es fiel das Stichwort „Gruselporn“) wurde dies hier nicht bemängelt.

Dagegen sprach, dass die Geschichte an sich nicht neu war, sie hatte im Prinzip (Junge hat die weitere Eskalation durch Graffiti ausgelöst) schon in anderen Medien gestanden. Die Frage der Quellenlage wurde ebenfalls kurz erörtert, da Relotius aber – wie auch in dem anderen eingereichten Text – diese Frage im Text selbst aufwirft und die Einwände scheinbar ausräumt, wurde der Punkt als ausgeräumt betrachtet.

Friedrich Küppersbusch, Moderator und Geschäftsführer der TV-Produktionsfirma Probono

In der einen Person des Jungen war nochmal eine Verdichtung dessen zu lesen, was anderswo - auch in einem zweiten Wettbewerbsbeitrag - über die Graffiti-Gruppe zu lesen war. Die Nutzung von Mobiltelefon und WhatsApp wurde teils als Innovation gelobt, warf teils Fragen nach Funknetz, Handyguthaben des Jungen auf. Der erzählerische Sog des Textes wurde mehrheitlich als unwiderstehlich, mal auch als kitschnah bewertet. Der Text konkurrierte u.a. mit Beiträgen über inländische Themen, die jedoch stilistisch weniger überzeugend abfielen.

Ines Pohl, Chefredakteurin Deutsche Welle

In der Geschichte eines einzigen Jungen wird ein Konflikt entblättert, der bis heute zu unendlichem Leid führt und für den keine Lösung in Sicht ist. Die Relevanz des Themas und die dichte Erzählweise, die ein menschliches, ein fühlbares Schlaglicht wirft, hat am Ende die Jury überzeugt, auch wenn es Stimmen gab, denen der Duktus zu nah am Rande des Kitsch war.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Doreen Reinhard, freie Autorin, Dresden

Ich habe nicht für diese Geschichte gestimmt. Mir war das Ganze - ein Junge, der durch ein Graffiti den Krieg mitausgelöst haben soll - zu parabelhaft überhöht dargestellt. Ich fand den Aufbau für die Kategorie „Reportage“ zu monoton. Entkernt von allgemeinen Einschüben ist der Text beinahe eine Art Protokoll. Ich hatte ein Problem damit, dass ich mich zu sehr auf den Erzähler verlassen muss, weil er sich hauptsächlich auf den Jungen als Quelle stützt. Allerdings habe ich, ebenso wie die anderen Juroren, dem Spiegel vertraut, als Nachrichtenmagazin, das Quellen gründlich checkt.

Evelyn Roll, Publizistin, ehemals „Süddeutsche Zeitung“

Die Geschichte hat einen tollen Protagonisten und eine ungewöhnlich gute Erzählform, sie ist verblüffend, interessant und gut aufgeschrieben, das fanden die meisten von uns. Ich war es leider, die sagte, so ein Text könne später möglicherweise einmal als Sekundärliteratur in den Geschichtsbüchern stehen und auch: Über die Authentizität der Quellen müssen wir uns wegen der großartigen Spiegel-Doku keine Gedanken machen. Die Arbeit mit diesen Quellen wurde als herausragend gelobt, Relotius mache transparent, was er nicht sicher erzählen kann über den Jungen und den Krieg. „Ein Kinderspiel“ war nach Meinung der Mehrheit der Jury die beste Reportage unter den uns von der Vor-Jury vorgelegten Texten. Dann haben wir nochmal inne gehalten und gefragt, muss es wirklich schon wieder Relotius sein? Und: Finden wir keine Frau? Da unser Auftrag aber nun einmal war, die beste Reportage auszuzeichnen und nicht eine Person oder Quote, blieb es bei „Ein Kinderspiel“.

Regine Sylvester, viele Jahre Leitende Redakteurin der „Berliner Zeitung“

Wir hielten diesen Text für substanziell, Zeiten überdauernd. Mir war nur aufgefallen, dass Relotius den gesprayten Spruch des Jungen an der Mauer in Aleppo anders zitierte, als es ein Syrer in einem Text (der uns auch vorlag) über die Frau von Assis gemacht hatte. Ich habe in der Jurysitzung darauf aufmerksam gemacht, aber ohne Nachdruck, ich fand das in dem Moment selber auch nicht so wichtig. Nach der Preisverleihung habe ich Relotius darauf angesprochen, er hielt das Zitat des Syrers, das er kannte, für einen Irrtum des Syrers.

Diana Zinkler, Textchefin in der Zentralredaktion der Funke Mediengruppe

Die einfache Antwort: Ich habe gegen den Text gestimmt. Doch das war keine Stimme gegen „Das Kinderspiel“, vielmehr habe ich andere Texte eher als Favoriten für den Reporterpreis gesehen. Mit dieser Sicht war ich nicht allein. Von der Fälschung hatte ich natürlich auch keine Ahnung. Ich fand aber, dass ein Text, der vor allem auf Chat-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Protokollen und Telefonaten basiert haben soll, weniger stark ist als die Arbeit von anderen Kollegen, die vor Ort recherchiert haben und für den direkten Kontakt mit ihren Protagonisten ein erhebliches Risiko und logistischen Aufwand eingegangen sind. Zudem fand ich einige von Relotius Sätzen tatsächlich phrasenhaft. Was aber besonders für seine zweite nominierte Geschichte „Die letzte Zeugin“ galt.

Die elfte Stimme gehörte Gianna Niewel der "Publikumsjurorin"

Gianna arbeitet bei der „Süddeutschen Zeitung“, sie vertrat das Votum des Reporter-Forums – das sich bei einer Abstimmung mehrheitlich für das Stück „Sorry“ aus dem „Spiegel“ entschieden hatte. Wir veröffentlichen Giannas Bericht aus der Jury parallel auf unserer Website.

2. Im Nachhinein, mit dem heutigen Wissen: Gibt es etwas, dass die Jury übersehen hat?

Cigdem Akyol: Bei solch einem Tanker wie dem Spiegel muss ich davon ausgehen, dass die Fakten auch gecheckt werden. Zudem bin ich mir sicher, die meisten Kollegen arbeiten sauber.

Nikolaus Brender: Ich selbst hatte bei der Frage der Glaubwürdigkeit von „Ein Kinderspiel“ auf zurückliegende Artikel in der amerikanischen Presse und deutsche Zeitungen verwiesen, die die Geschichte der Jugendlichen schon vor Relotius aufgegriffen hatten. Auf dem Wissensstand von heute hätte man die unterschiedlich wiedergegebenen Fakten sicherlich hinterfragen müssen. Ein aufgekommenes Zweifelchen wurde vielleicht zu schnell unterdrückt: Der Junge begleitet seine Mutter zur sicheren Grenze, bleibt in Syrien und konnte dann nicht mehr kontaktiert werden.

Hätte die Jury vom Relotius Stil auf Relotius Fälschung schließen müssen? Ich habe keine Lust, jede toll geschriebene Geschichte und ihre Autoren unter Generalverdacht zu stellen.

Rainer Hank: Aus heutiger Sicht haben wir sicher vieles übersehen: z.B. den Abgleich mit den Geschichten über den syrischen Jungen, die bereits auf dem Markt waren. Oder eine kritische Betrachtung, wie man sich diese vielen Handykontakte konkret vorstellen soll. Aber es gilt die alte Weisheit: Hinterher ist man immer schlauer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Tina Hildebrandt: Nein, übersehen im eigentlichen Sinne hat sie wohl nichts. Die Jury hat weder die Möglichkeit, ein Fact-Checking zu machen, noch kann sie gar beurteilen, ob Personen erfunden sind, zumal, wenn diese aus weit entlegenen Teilen der Erde oder Kriegsgebieten kommen. Sie hätte die Quellenlage vielleicht kritischer beurteilen sollen - wie dies generell der Fall sein sollte. Zu häufig haben auch andere Texte nur eine Quelle und sind dieser entweder sehr stark und/oder aus sich selbst heraus interpretierend gefolgt.

Friedrich Küppersbusch: Die Reportage war "zu schön, um wahr zu sein". Es erscheint mir wohlfeil, darüber nun zu beckmessern. Eine Jury kann einen Text auf innere Plausibilität prüfen. Hier gab es allenfalls Fragen an den Text ("Wie hat der Autor das hinbekommen?"), jedoch keine Zweifel. Man kann dem Schalterbeamten kritische Fragen stellen, den Banküberfall hat er nicht begangen.

Ines Pohl: Die Aufgabe einer Jury kann es nicht sein, Fakten zu überprüfen. Das muss in den Redaktionen geleistet werden. Und dennoch, im Nachhinein stellen sich viele Fragen, die der Text nicht beantwortet: Woher hatte der Junge das Geld für sein Handy-Guthaben, überhaupt der generelle Handy-Empfang, wir wissen, wie schwer es ist, ein Signal zu bekommen in Syrien, und spricht Relotius arabisch, oder wie konnte er so intensiv mit einem Protagonisten chatten, der offenbar größtenteils arabisch spricht, wieso taucht kein einziges Chat-Foto als Beleg in der Story auf? Diese Fragen muss man sicherlich zuerst den Spiegel fragen. Ich aber habe solche Gedanken inzwischen bei der Lektüre eines jeden Textes mitlaufen.

Doreen Reinhard: Ich war zum ersten Mal Mitglied der Jury, gespannt auf die Debatten, aber hier und da enttäuscht, wenn Bewertungen auch davon bestimmt waren, dass ein Thema als „besonders wichtig in unseren Zeiten“ eingeordnet wurde, eine Geschichte „besonders berührt“ hatte. Stattdessen hätte ich mir noch tiefere Diskussionen über handwerkliche Kriterien, mehr Hinwendung zu komplexeren Themen ohne allzu glatte Figuren und Spannungskurven gewünscht.

Evelyn Roll: Ich bewundere alle sehr, die es jetzt im Nachhinein vorher oder immer schon gewusst haben. Die Jury hat nicht erkannt, dass die Geschichte erfunden ist. Hatten wir eine Chance, es zu erkennen? Ich glaube: Nein. Juroren, die 60 Texte lesen und bewerten sollen, können nicht auch noch die Dokumentation der Texte überprüfen oder ganz übernehmen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Regine Sylvester: Ja, eine Sache. Es ist schwer vorstellbar, dass die Kommunikation zwischen Autor und Hauptfigur so umfänglich und nahezu ausschließlich über das Handy stattfinden konnte.

Diana Zinkler: Wir hätten vielleicht noch mehr über die Konstruktion der Reportage über Chatprotokolle sprechen müssen. Generell finde ich es gut, dass eine Geschichte so geschrieben wird, wenn die Reise wie in das syrische Kriegsgebiet zu gefährlich ist. Und der Autor verheimlichte das ja auch nicht, er gab ja seine Quellen an! Auch im Nachhinein, denke ich, müssen wir als Jury davon ausgehen können, dass das, was eingereicht wird, wahr und echt ist. Dass Journalisten beschreiben, was sie gesehen und erlebt haben. Und wenn sie nicht selbst dabei waren, ihre Quelle angeben.

3. Wie beurteilst du die Debatte über den Fall Relotius?

Cigdem Akyol: Es werden viele wichtige Systemfragen gestellt. Ob wir solche Fälle nicht auch fördern? Wie ein solch peinliches Versagen geschehen konnte? Ob wir den Kontakt zu unseren Lesern verloren haben? Oder vermeintlich gute Reportagen vor allem Klischees bedienen? Leider handelt es sich bei einigen Debattentexten auch um Unterstellungen, Abrechnungen etc. Diese Schiedsrichter-Besserwisserei ist wenig hilfreich. Trotz seiner betrügerischen Energie plädiere ich für einen sorgsamem Umgang mit Claas Relotius – niemand sollte jetzt noch nachtreten.

Nikolaus Brender: Natürlich ist der Fall Anlass zur Selbstüberprüfung und Gewissenserforschung. Er wird aber leider von Einigen als Plattform für Besserwisserei, Spiegel-Bashing und Neunmalklugerei mißbraucht. An diesem Beispiel Haltung gegen Handwerk und Weltanschauung gegen Anschauung ausspielen zu wollen, bringt die Sache nicht weiter. Die Jury muss sich dies nicht vorwerfen lassen. Die Diskussion war frei von solchen Vorhaltungen immer auf den Text der Autoren konzentriert.

Rainer Hank: Na ja, wenn es in Zukunft nicht mehr so viele düstere Kriegsreportagen gäbe, wäre ich nicht traurig. Aber generell: Die Debatte ist unterkomplex (als ob man so einfach zwischen Fakten und Literatur unterscheiden könnte. Alles ist Konstruktion). Da

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kochen jetzt viele ihre Süpplein, spielen die Oberbesserwisser, kramen alte Rechnung aus der Schublade etc.

Tina Hildebrandt: Ich finde die Debatte einerseits sehr gut, weil jede kritische Selbstbefassung uns Medien guttut. Teilweise schießt die Debatte allerdings übers Ziel hinaus, wenn Reportagen generell als problematisches Genre bezeichnet werden und so getan wird, als seien diese per se subjektiv bis zur Realitätsverzerrung, während andere Genres vermeintlich objektiv seien.

Auch den Relotius-Texten selbst wird für meine Begriffe teilweise unterstellt, was nicht zutrifft, etwa, dass sich diese dadurch ausgezeichnet hätten, dass alles immer so schwarz und weiß sei, wie die Realität einfach nicht sei. Im Gegenteil, viele der Texte, s. Die letzte Zeugin handeln von Ambivalenz. Die Debatte wird vielleicht dazu führen, das Prinzip mehr zu hinterfragen, dass ein Reporter sich „mit frischem Blick“ eines komplizierten Themas annimmt. Oft ist der frische nämlich auch der ahnungslose Blick.

In der Außenwirkung ist die Debatte für den Journalismus natürlich fatal und leistet dem ramponierten Image Vorschub, das wir vielerorts und keineswegs nur bei der AfD haben.

Friedrich Küppersbusch: Fruchtbar. Streicht man wie beim Eiskunstlauf alle Extremnoten, bleibt die Frage: Obsiegt in einem Text die Erzählstruktur über die Realität und die Belastbarkeit der Recherche - oder genießt man die Heldenreise und kauft sich dafür offene Fragen ein? Die enorme Fallhöhe kann helfen, uns nicht arrogant zu machen als JournalistInnen. Die Vorsicht und die Rückfragen von Redaktionen an Autoren werden ansteigen.

Ines Pohl: Eine Debatte, die wirklich weiterhelfen kann, wenn sie angemessenen geführt wird. Alte Rechnungen zu begleichen, wohlfeil zu urteilen, sich hämisch zu erheben über Kolleginnen und Kollegen und Redaktionen wird uns nicht helfen. Wichtig sind die Fragen danach, wie die Kolleginnen und Kollegen, die unterwegs sind, von ihren Redaktionen begleitet werden, wie können die Recherche und Belege im Text transparent gemacht werden, ohne den Lesefluss zu stören. Und: Ob und wenn ja in welcher Form Reportagen die szenische Rekonstruktion brauchen - wie beispielsweise im Keller bei Seehofer oder bei Voßkuhle in der Küche?

Doreen Reinhard: Ich verfolge sie interessiert, weil dabei auch Verhaltensmuster in unserer Branche in Frage gestellt werden, sich Chancen zu Verbesserungen auftun. Als unschöne Nebenwirkungen beobachte ich unter anderem eine gewisse Trägheit an

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

einigen Stellen, diesen Fall zügig, transparent und selbstkritisch aufzuklären. Das finde ich wichtig, um den Schaden für den Journalismus allgemein zu minimieren.

Evelyn Roll: Vieles in dieser Debatte ist impulsiv und unterkomplex. Dafür sind Skandale offenbar da, so funktioniert das: Jeder haut erstmal raus, was ihm gerade einfällt, gefällt oder nicht gefällt. Der eine mochte den immer allwissend-auktorialen Stil im Spiegel noch nie, der nun also Schuld sein soll. Andere arbeiten lieber im Team als im Alleingang und riefen: Reportage geht nur im Team. Menschen, die noch nie eine Reportage veröffentlicht haben, finden: Nieder-mit-der-Reportage! - Ich habe aber inzwischen auch sehr fundierte und interessante Auseinandersetzungen gehabt und gelesen, die uns alle weiter bringen werden.

Regine Sylvester: Zunächst einmal ist sie unumgänglich. Wie ein Wachrütteln. Aber sie läuft auch in falsche Richtungen. An der viel gelobten Kolumne von Götz Aly störte mich seine grundsätzliche Verachtung gegenüber schön geschriebenen Texten. Die er nicht zu lesen vorgab. Ich glaube, dass sich unsere Kritik gegen Erfindungen, Ausschmückungen, Übertreibungen richten muss, nicht gegen eine Stilistik.

Diana Zinkler: Mich schmerzt am meisten der Vertrauensverlust, den dieser Betrug bei den Lesern auslöst.

4. Ganz praktisch: Was soll sich künftig an der Arbeit der Jury ändern?

Cigdem Akyol: Wir sollten uns in Qualitäts- und Sorgfaltsfragen stärker hinterfragen, mehr kritische Fragen stellen (es handelt sich nicht um einen Generalverdacht). Die Quellenfrage muss dringlichst diskutiert werden, was macht einen Text verdächtig? Ist die erzählerische Geschlossenheit verdächtig? Sind "perfekte" Szenen verdächtig?

Nikolaus Brender: Die Aufteilung der Reportagen in zwei oder drei Jurys gäbe mehr Zeit für eine ausführlichere Diskussion über Story, Stil, Handwerk und Auffälligkeiten einzelner Texte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rainer Hank: Der Fall steckt uns ja ohnehin in den Knochen. Am Auftrag soll sich nichts ändern: Wir zeichnen den besten Text aus, nach bestem Wissen und Gewissen. Von Quoten (nur einmal ein Text im Leben, nur Männer etc.) halte ich nichts. Das hat nichts mit Qualität zu tun.

Tina Hildebrandt: Die Jury sollte sich strenger fragen, ob hier eine für gut befundene Haltung belohnt wird oder ein Text, s. Punkt eins: Die Sprache ist bei beiden Texten gleich, denn es handelt sich ja um denselben Autor, in dem einen Fall wurde das aber moniert - , weil die Haltung zum Thema Todesstrafe zum Teil nicht gefiel, beim zweiten wurde das nicht beanstandet - weil das Thema „richtig“ war?

Die Jury sollte sich künftig nicht mit drei weiteren Kategorien neben den ausgesprochen umfangreichen Reportagen beschäftigen.

Die Jury sollte über die Möglichkeit nachdenken, Fragen und Zweifeln, die im Lauf der Debatte auftauchen, nachzugehen. Das würde vermutlich darauf hinauslaufen müssen, dass sie nicht am selben Tag diskutiert und auch entscheidet, an dem die Preise auch vergeben werden.

Grundsätzlich scheint mir gerade bei der Reportage-Bepreisung ein anderes Problem gravierender zu sein als Fälschungen: Relativ kurze Texte, die etwa eine Seite in ZEIT, Tagesspiegel, anderen Regionalzeitunge, aber auch der SZ oder FAZ/FAS haben, haben keine Chance, sich gegen die immer weitaus längeren (oft auch zu langen) eingereichten Texte zu bestehen. Diese Längen gibt es aber nur in wenigen Medien, damit ist der Kreis der in Frage kommenden ausgezeichnete Reporter/Reportagen von vornherein limitiert.

Friedrich Küppersbusch: Die Solidarität soll bleiben. - Die Jurys tagen öffentlich. Das sollte auch genutzt werden von ihren Kritikern - vorher. Sechs Ideen:

1. Man kann die Texte anonymisieren, um den möglichen Zampano-Nimbus oder auch - Malus von AutorIn/Redaktion zu verringern. (Bei Feldenkirchens Schulz-Story zum Beispiel wär's jedoch eh wurscht, die kannte jeder.)
2. Man kann die Debatte um inhaltliche Plausibilität notorisch ansetzen.
3. Man kann das Beuteschema feiner justieren: Reportage ist, was der berichtet, der im Berichtszeitpunkt vor Ort war. (Damit wäre "Kinderspiel" raus und eine Reihe sehr guter, ex post berichtender Texte. Nicht wenige Texte sind eher "Dokumentationen" als "Reportagen". Relotius' ebenfalls gefälschter Text über die Hinrichtungsbegleiterin kam im Gewand der klassischen Reportage daher und wäre drin geblieben.)

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

4. Man kann Demut gegenüber vermeintlichen Querulanten üben. Diesmal hat uns einer gefehlt.
5. Man kann den inhaltlichen Ertrag höher bewerten und stilistische Brillanz niedriger - da scheint derzeit ein Dissens zu herrschen.
6. Man kann einen oft ungerechten Argwohn gegenüber klassischen "Heldenreise" - Erzählungen entwickeln.

Ines Pohl: Die Making-ofs werden künftig sicher eine größere Rolle spielen. Ich werde weiter für gut geschriebene, lange, ja, auch schöne Texte kämpfen. Ich bin zum ersten Mal in der Jury des Reporterpreises, er ist ja gegründet, um jene Texte auszuzeichnen, die in einer tiefen Durchdringung beschreiben, wie die unbekannte Welt da draußen aussieht. Journalismus informiert nicht nur durch kurzatmige Nachrichtentexte, sondern auch durch Geschichten, die berühren und genau deshalb die Menschen erreichen.

Doreen Reinhard: In einigen Kategorien würde ich für once-in-a-lifetime-Gewinner plädieren, um die eventuelle Hingabe an die Textsorte „typische Preisreportage“ so klein wie möglich zu halten. Für die Jury-Debatten fände ich einen Katalog mit journalistischen Kriterien nützlich. Eine Art Geländer, mit dessen Hilfe man Texte noch genauer untersuchen und diskutieren kann.

Evelyn Roll: Ich glaube, es muss und kann sich nichts ändern an der Arbeit der Jury. Ich halte weder für wünschenswert noch für möglich, dass eine Jury auch noch die Dokumentations-Arbeit der Redaktionen macht oder überprüft. Was man ändern könnte: Die Ausschreibung und Konditionen des Reporterpreises um Details ergänzen, die vor Betrug schützen können. Vereinbart ist, dass beim Reporterforum über solche Möglichkeiten diskutiert wird.

Regine Sylvester: Das weiß ich nicht wirklich. Ich lese ja alle Texte aufmerksam und immer bis zum Schluss. Eine Jury kann nicht Fakten prüfen, sie ist mit einem Ergebnis befasst, das bereits durch Kontrollinstanzen gegangen ist.

Diana Zinkler: Es wird keine Jurysitzung mehr geben, in der nicht auch die Frage der Glaubwürdigkeit diskutiert wird. Schön ist das nicht, aber diese Verantwortung müssen wir nach dem Fall Relotius alle annehmen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

5. Was lernst du aus diesem Fall?

Cigdem Akyol: Hier möchte ich einen Kollege von der NZZ zitieren. Der Medienbetrieb "lässt sich vom schönen Wort blenden und verachtet die «Langweiler», die seriös, aber unspektakulär die Weltlage reflektieren." Auch ich als „langweilige“ Agenturjournalistin habe mich blenden lassen.

Nikolaus Brender: Habe den Zweifel der Begeisterung geopfert - wieder einmal. Und lasse mich vom Zweifel dennoch nicht kleinkriegen.

Rainer Hank: Man muss sich verlassen können und einander vertrauen. Wenn wir jetzt anfangen, Zitate zu prüfen und den Reportern nachzureisen, sind wir verloren.

Tina Hildebrandt: Wir sollten uns sorgfältiger und handwerklich härter mit Texten beschäftigen und uns frei machen von der Vorstellung, dass bestimmte Namen (oder Zeitungen) per se Qualität garantieren.. Auch wenn viele Texte bereits bekannt sind, weil man sie zum Zeitpunkt des Erscheinens gelesen hat, könnten Texte anonymisiert werden.

Wir (vor allem diejenigen, für die wie für mich Relotius von vornherein an Platz Eins stand) sollten darüber nachdenken, ob im nächsten Jahr eine andere Besetzung über die Vergabe des Reporter-Preises in der Kategorie Beste Reportage entscheidet, denn selbst wenn wir keine vorwerfbaren Fehler gemacht haben sollten: Im Ergebnis ist unsere Entscheidung nicht richtig gewesen.

Friedrich Küppersbusch: Na erstmal schäm ich mich ein bisschen. Dann werde ich das Volumen betrachten : Vier Kategorien a je ein Dutzend nominiertes Texte macht rund um 16 Stunden Lesezeit. Will ich rings um die Texte ein bisschen plausibilitätsgooglen - was ich nun mehr wollen werde - müsste ich betrachten, ob man das leisten kann.

Ines Pohl: Wir Journalisten müssen uns bei der Suche nach der Wahrheit ganz klar begrenzen auf die Wiedergabe der Wirklichkeit. Wir müssen sehr streng sein mit uns selbst: mit der Geschäftsleitung, mit den Redaktionen, mit den Reporterinnen und Reportern, mit den Volontärinnen und Volontären. Wir sollten auf die szenische Rekonstruktion verzichten, es sei denn, wir benennen klar und transparent die Quelle(n)

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Rekonstruktion und machen kenntlich, dass wir als Reporter hier keine selbst erlebte Wirklichkeit wiedergeben. Als Reporterinnen und Reporter müssen wir uns darauf fokussieren, zu beschreiben, was wir selber sehen, hören, riechen, tasten und schmecken. Wir müssen es belegen können. Das heißt nicht, uns vom Misstrauen vergiften zu lassen. Der Fall Relotius muss uns alle erschüttern. Aber er darf uns nicht zerstören. Es liegt am Ende in unseren Händen zu zeigen, dass er ein Einzelfall ist.

Doreen Reinhard: Einiges. Auch, dass wir vermutlich alle verführbar sind. Ich war ein Fan von Relotius' Text über die amerikanische Kleinstadt Fergus Falls. Als ich ihn damals gelesen habe, war ich begeistert von den Typen, der dichten Erzählung. Klarer Fall von: Reingefallen!

Evelyn Roll: Ich lerne, dass man sich für die Beteiligung an einer furchtbar falschen Entscheidung ärgern und schämen kann, auch wenn man glaubt, keine Chance gehabt zu haben, den Betrug zu erkennen. Ich muss mir eingestehen, dass ich einen Reporter, der es wagt, seine Fakten zu erfinden und der damit auch noch durchkommt, für nicht denkbar gehalten habe. Das muss ich in mein Welt- und Selbstbild neu einordnen. Es ist - davon bin ich nach wie vor und nun noch eindeutiger als vorher überzeugt - für einen Reporter klug, die Subjektivität des Genres Reportage dadurch zu objektivieren, dass er diese Subjektivität ausstellt, anstatt sie auktorial und pseudoallwissend zu verschleiern. Und, und aber: Ich freue mich weiter, wenn ich gute Reportagen lese. Dieses große und wichtige Genre des Journalismus muss verteidigt werden gegen alle Versuche, es jetzt grundsätzlich zu diskreditieren. Und deswegen möchte ich gerne auch noch einmal darauf hinweisen, dass Juan Moreno den Betrug nun gerade mit den klassischen Mitteln des Reporters aufgedeckt hat: Denken. Quellen prüfen und vergleichen. Hinfahren. Fragen stellen. Weiter Denken.

Regine Sylvester: Eigentlich bin ich dankbar, wie viele gute und interessante Texte ich wieder lesen konnte. Ich bin aber sicher, dass unser aller Wachsamkeit gegenüber dem Einverständnis zunehmen wird. Mir fällt auf, dass ich jetzt längere Reportagen mit einem blinkenden Warnlicht im Kopf lese. Leider.

Diana Zinkler: Generell, dass bei Menschen positive Vorurteile vielleicht schwerer wiegen als negative. Und man daher vor Hochstaplern nicht gefeit ist und sich nur allzu leicht blenden lässt. Dieser Gedanke ist so einfach wie unfassbar. Und wenn ich das weiterziehe, komme ich wieder auf die Reportage zurück. Diese Art Text kann eigentlich beides: Realitäten beschreiben und Vorurteile offenlegen.

6. Kurze Bemerkung des Moderators

Ich heiße Ariel Hauptmeier, ich habe diese Dokumentation zusammengestellt. Anfang Dezember habe ich die Reportage-Jury des Reporterpreises moderiert, genau wie in den Jahren zuvor. Ich empfinde das als ein Privileg: Dabei zu sein, wenn kenntnisreich und eloquent über exzellente Texte diskutiert und manchmal auch gestritten wird.

In diesem Jahr gab es ein Patt. Zwei Stunden waren um, wir mussten abstimmen. Ich erinnerte daran, dass Claas Relotius schon drei Mal gewonnen hat, doch die Argumente für seine Syrien-Reportage wogen schwerer – dies sei der Text des Jahres. Und so gewann „Ein Kinderspiel“ mit knapper Mehrheit gegen „Fünf Brüder“ von Jan Christoph Wiechmann vom „stern“.

Im Stillen fand ich die Entscheidung richtig. Auch ich hielt „Ein Kinderspiel“ für einen wegweisenden Text. Ich kenne Relotius nur flüchtig, aber ich hatte eine hohe Meinung von ihm: ein eleganter Schreiber, der die Menschen hinter den Nachrichten sieht und offenbar akribisch recherchiert. Noch über traumatisierte Kindern aus Syrien oder Irak gelang es ihm, detailreiche Reportagen zu schreiben. Und ich schlussfolgerte: Das muss seinem Fleiß geschuldet sein, und wochenlangen, geduldigen Gesprächen.

In diesem Dezember, nach der Preisverleihung, bin ich zu Claas Relotius gegangen, habe ihm gratuliert und ihn gefragt, wie er „Ein Kinderspiel“ recherchiert habe. Ob er sicher sein könne, dass er den richtigen Jungen gefunden habe.

Er antwortete sinngemäß: Ja, es stimme, es gebe widersprüchliche Geschichten über die syrischen Graffiti-Boys. Mehrere von ihnen hätten behauptet, den entscheidenden Spruch an die Mauer gesprüht zu haben. Er habe einige von ihnen besucht, in Flüchtlingslagern und Asylunterkünften, in Deutschland und anderswo. Aber dieser Junge, da sei er sich sicher, sei der Richtige. Unter anderem spreche für ihn, dass er sich nicht in den Vordergrund gedrängt habe, wie andere, sondern zwischenzeitlich ein halbes Jahr lang den Kontakt zu ihm, Relotius, abgebrochen habe.

Wie er mit dem Jungen kommuniziert habe?

Über Videochats. Er, Relotius, in Hamburg, neben sich einen Übersetzer. Den Übersetzern gebühre ein großer Verdienst.

Frage: Und was ist mit dem offenem Ende? Die Mutter flieht nach Jordanien, der junge Mann kehrt um. Woher weiss er das?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Antwort: Er, Relotius, habe auf der jordanischen Seite der Grenze gestanden und auf die beiden gewartet. Der Junge habe gewusst, dass er, der deutsche Reporter, dort stehe, und sei trotzdem umgekehrt. Nur die Mutter sei gekommen.

Was aus dem Jungen geworden ist?

Er sei jetzt verstummt. Und, ja, das bedeute wohl, dass er gefallen sei, als die Assad-Truppen die Stadt eroberten.

Dann kam jemand dazu, wir wechselten wir das Thema und verloren uns im Gewoge der Feier. Später in der Nacht habe ich mich, wie jedes Jahr, hingesetzt und die Pressemitteilung geschrieben, eine Quintessenz aus der Laudatio am Abend und den Argumenten, die nachmittags in der Jury ausgetauscht werden.

Und zwei Wochen lang hatte niemand an all dem etwas auszusetzen. Unter der Prämisse, dass alles korrekt war, war „Ein Kinderspiel“ tatsächlich eine ausgezeichnete Reportage.

Dann flog Relotius als Betrüger auf. Und seither ist alles anders. Wir wissen aktuell nicht, wie viel an der Reportage wahr ist, wie viel erfunden. Am Tag, nachdem er öffentlich enttarnt wurde, gab Claas Relotius seine vier Reporterpreise zurück.

Der Fall Relotius ist eine Zäsur. Er hat uns alle, die Jurorinnen und Juroren, die Organisatoren des Reporterpreises, all die Reporterinnen und Reporter, die seit vielen Jahren auf dem Reporter-Workshop darum ringen, gründlicher zu recherchieren, mutiger zu erzählen, wahrhaftiger zu berichten, erschüttert.

Wir müssen und wir werden uns hinterfragen, den Deutschen Reporterpreis, handwerkliche Grundsätze, die narrative Geschlossenheit von Texten, die ideologische Geschlossenheit von Redaktionen, das Fact-Checking von Reportagen, den Umgang mit Widersprüchen und Kritik.

Die gute Nachricht: Das Reporter-Forum, genau wie der Deutsche Reporterpreis, sind ein offenes System. Wie stets, so werden wir auch jetzt unsere lautesten Kritiker einladen, mit uns gemeinsam am Tisch zu sitzen und darüber diskutieren, was sich ändern muss.

Hier die ersten Ideen für den Reporterworkshop am 12. und 13. April 2019, wie immer beim „Spiegel“ in Hamburg, auf www.reporter-forum.de.

7. „Ein Kinderspiel“ von Claas Relotius

Weder im Netz, noch in manchen Pressearchiven findet man die gefälschte, zu Unrecht ausgezeichnete Reportage von Claas Relotius. Darum veröffentlichen wir sie hier noch einmal in der Form, in der sie der Jury vorgelegen hat.

Der Spiegel, 23. Juni 2018, Ausgaben-Nr. 26, Seite: 50

Ein Kinderspiel

Mouawiya Syasneh ist 13 Jahre alt, als er Baschar al-Assad mit einem Graffito beleidigt. Er wird als Held gefeiert, später verteufelt als derjenige, der den Syrienkrieg auslöste. Jetzt, eingeschlossen in seiner Heimatstadt, wartet er auf das Ende.

Von Claas Relotius, Mitarbeit: Asia Haidar, Fuad Nasrallah

In Daraa, einer syrischen Stadt an der Grenze zu Jordanien, 3000 Kilometer Luftlinie von Deutschland entfernt, schaltet ein junger Mann, sein Name ist Mouawiya Syasneh, die Kamera seines Mobiltelefons ein, damit man ihn am anderen Ende der Verbindung sehen kann, er hebt seine rechte Hand, er winkt und fragt:

»Könnt ihr mich sehen?«

Das Kamerabild rauscht und wackelt im Rhythmus seiner Schritte, man kann ihn trotzdem gut erkennen. Er bewegt sich durch eine Landschaft aus Ruinen, von der Sonne grell beschienen, kein Mensch ist zu erkennen außer ihm. Es ist ganz still, nur Vögel singen, ein Morgen im April, der 2601. Tag im Krieg. Im Norden Daraas rücken Truppen mit Raketenwerfern von Baschar al-Assad näher, im Osten sprengen sich Selbstmordattentäter des »Islamischen Staates« in die Luft, im Westen versperren Panzer die letzten Auswege zur Flucht, und Mouawiya Syasneh, vor 20 Jahren geboren im Süden Daraas und nun gefangen in den Mauern der Stadt, sagt in die Kamera:

»Jalla, kommt mit. Ich zeige euch, wo alles begonnen hat.«

Er hält sein Handy in die Luft und läuft, geduckt, weil ihn Kugeln treffen könnten von überallher, durch verlassene Wohnviertel, er filmt die letzten Straßen, die Assads Truppen noch von ihm und den letzten Rebellen trennen, er zeigt die Häuserschluchten links, wo sie die Bomben des Regimes erwarten, und die ausgehobenen Erdlöcher

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

rechts, wo sie ihre Toten begraben, Frauen und Kinder zuerst. Nach ein paar Hundert Schritten hockt sich Mouawiya in den Staub vor einer alten, halb zerstörten Mauer.

Es war diese Mauer, sagt Mouawiya, auf die er vor sieben Jahren arabische Buchstaben gesprüht hat. Sie sind nicht mehr zu erkennen. Wo sie einst standen, sind heute nur noch Einschusslöcher. Die Buchstaben, schon vor langer Zeit weggesprengt von den Kugeln irgendwelcher Waffen, ergaben den Satz: »Du bist als Nächster dran, Doktor!«

Mouawiya hockt neben der Mauer, man hört ihn atmen, er sagt:

»Bei Gott, ich hätte das nie schreiben dürfen.«

Der Doktor, dem Mouawiya damals drohte, war Baschar al-Assad. Es waren nur Worte, flüchtig hingespülte Zeichen, der Streich eines Kindes. Aber es gab damals Menschen, Tausende, in Daraa und überall im Land, die schworen, diese Worte machten ihn, Mouawiya Syasneh, zur Legende, zu Syriens Befreier. Und es gibt heute, immer noch, Tausende, die sagen, er allein, Mouawiya Syasneh, habe mit diesem Graffito den Krieg entfacht, er sei verantwortlich für all die Massaker und Bomben, für 14 Millionen Vertriebene, für 500.000 Tote.

Mouawiya, ein junger Mann mit breiten Schultern und einem weichen Gesicht, aus dem Barthaare wachsen, kann den Blick in die Kamera nicht halten. Er dreht sich weg, sieht zu den Ruinen hinter sich und sagt mit leiser Stimme:

»Ich war 13 Jahre alt. Ich habe mir nichts dabei gedacht.«

Es ist heute nicht mehr mit Gewissheit zu sagen, welche Rolle das Graffito für die Geschichte dieses Krieges gespielt hat. Sicher ist, dass Mouawiya Syasneh, der in diesem Krieg zu einem Erwachsenen wurde, damit leben muss, dass es eine Rolle gespielt haben könnte. Sicher ist, dass er seit sieben Jahren, seitdem aus einer Revolution beinahe ein Weltkrieg wurde, um Sühne kämpft und um sein Überleben. Er kämpft jetzt auch, als einer der wenigen Übriggebliebenen, gegen den Fall seiner Heimatstadt Daraa, von der mutmaßlich alles ausgegangen ist und in der Assad nun, als Zeichen an das ganze Land, den letzten Widerstand endgültig brechen will.

Als Journalist kommt man nicht mehr nach Daraa hinein, man kann Mouawiya nicht mehr persönlich treffen. Aber man kann an die Grenze zu Syrien fahren, man kann von der Wüste Jordaniens aus, nur fünf Kilometer entfernt von der Front, die zerstörten Häuser Daraas sehen. Und man kann mit Mouawiya über Wochen hinweg per WhatsApp telefonieren, mit und ohne Kamera. Man kann ihn, wie durch ein Schlüsselloch, durch die letzten Tage dieses Krieges begleiten und versuchen, seine Lebensgeschichte zu rekonstruieren, die eng verflochten ist mit der Geschichte Syriens.

Er hat sein Handy Tag und Nacht eingeschaltet. Er schläft jetzt, da einschlagende Mörsergranaten den Sturm auf die Stadt ankündigen, fast nie. Nicht alles, was er sagt, lässt sich verlässlich überprüfen. Aber man kann das, was er über sein Graffito und den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ausbruch der Gewalt erzählt, mit dem vergleichen, was andere darüber berichten, die längst aus Daraa geflüchtet sind und heute in Jordanien oder Europa leben. Es deckt sich mit geheimen Dokumenten des syrischen Militärs, mit Berichten der Vereinten Nationen und mit dem, was Forscher über die Entstehung des Krieges wissen.

Mouawiya hält sein Handy vor sein Gesicht wie ein Tourist, der sich selbst fotografiert, er hockt im Schatten eines Orangenbaumes, ein paar Meter neben der Mauer, auf die er einst das Graffito gesprüht hatte. Er trägt keine Uniform, nur ein weißes T-Shirt und über der Schulter eine Kalaschnikow. Er sagt, er schaltet die Kamera jetzt aus. Vielleicht will er die Verbindung entlasten, damit man ihn besser hören kann. Vielleicht möchte er beim Sprechen nicht beobachtet werden. Er redet langsam, meist auf Arabisch, durchsetzt mit ein paar Worten Englisch.

»Ich ging gerade erst in die siebte Klasse. Ich war gut in der Schule. Ich wollte, wenn ich groß bin, Wirtschaft studieren, als Erster in meiner Familie. Ich interessierte mich nicht für Waffen. Ich wusste nicht, wie man Panzer sprengt oder auf Menschen schießt. Ich kannte den Krieg nur aus dem Koran oder aus Märchen.«

Es ist das Jahr 2011, Mouawiya ist fast noch ein Kind. Bilder, die er aus dieser Zeit schickt, zeigen ihn als schwächlichen Jungen, der auf den Straßen Daraas Fußball spielt. Er trägt fast immer ein Ronaldo-Trikot. Er wohnt mit seinen Eltern, Weizenbauern, und zwei älteren Brüdern in Daraa, am südwestlichen Rand Syriens, wo seit Monaten kaum Regen fällt. Die schlimmste Dürre seit Jahrzehnten lässt die Bewohner verarmen, während die Regierung, die über Saatgut und Steuern bestimmt, sich bereichert.

Als in Syrien der Winter endet, zieht im Norden Afrikas der Arabische Frühling auf. Jeden Abend, wenn in ihrem Wohnzimmer der Fernseher läuft, erzählt Mouawiya, sehen er und seine Brüder, wie in nahen Ländern Hunderttausende auf die Straßen ziehen, gegen Korruption und Unterdrückung protestieren. Auch auf syrischen Facebook-Seiten, die Mouawiya und seine Brüder illegal nutzen, kursieren Hashtags gegen die Regierung. Auch in Syrien fordern Studenten, die Präsidentenfamilie, die schon seit 40 Jahren herrscht, zu stürzen. Auch Mouawiya hört seinen Vater heimlich auf Baschar al-Assad und dessen Vetternwirtschaft schimpfen. Aber auf den Straßen von Damaskus und Aleppo protestiert fast niemand, noch nicht.

Es ist der 16. Februar 2011, einen Monat nachdem Tunesiens Herrscher Ben Ali aus seinem Palast geflohen ist, drei Tage nachdem das Militär in Ägypten das Kriegsrecht verhängt hat, nur einen Tag bevor Aufständische in Gaddafis Libyen den »Tag des Zorns« ausrufen werden, und Mouawiya Syasneh, so erzählt er in sein Handy, ist langweilig.

»Ich kam mit ein paar Freunden vom Fußballtraining. Wir liefen durch unser Viertel, kamen vorbei an unserer Schule. Wir hatten eine Spraydose dabei, wie immer. Es war der erste warme Abend, es war schon lange dunkel. Auf einmal hatte einer von uns die Idee, etwas auf die Schulmauer zu schreiben, etwas streng Verbotenes.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es war wie eine Mutprobe, sagt Mouawiya: Wer würde es wagen, Assad, den lispelnden Präsidenten, der nicht wie die anderen Diktatoren aussieht, sondern eher wie ein Filialleiter, öffentlich zu verspotten?

»Ich war der Kleinste von allen, ich wollte vor den anderen mutig sein.«

Mouawiya steht damals vor jener Mauer, neben der er heute mit seinem Handy sitzt und mit schnellen Sätzen davon erzählt. Er macht sich keine Gedanken darüber, dass das jetzt Folgen haben könnte. Womöglich ist es der kleine Moment, den große Geschichte manchmal braucht.

»Ich nahm die Spraydose, ich habe wirklich an nichts gedacht. Ich schrieb in roter Farbe: »Du bist als Nächster dran, Doktor!«

Der Satz, den er schreibt, klingt wie eine Drohung, aber er ist, noch schlimmer, eine Verhöhnung. Baschar al-Assad hat in London studiert und war eigentlich nicht vorgesehen, über Syrien zu herrschen. Wäre sein älterer Bruder Basil nicht vor Jahren bei einem Autounfall gestorben, er selbst wäre kein Autokrat, vielleicht nur Augenarzt geworden.

Mouawiya erzählt, er schläft an jenem Abend ruhig ein. Um vier Uhr in der Nacht stehen fremde Männer an seinem Bett, Polizisten aus Latakia, der Heimat der Assad-Familie.

»Ich dachte, es wäre ein Albtraum, ich wollte aufwachen, aber sie standen wirklich in meinem Zimmer. Sie trugen graue Uniformen und schwarze Mützen. Ich erkannte sofort, sie sind vom Muchabarat, dem syrischen Geheimdienst. Ich hatte Angst, ich habe versprochen, das Graffito wieder abzuwaschen. Sie zerren mich aus unserem Haus, mitten auf die Straße. Dann schlugen sie mit Gewehrkolben auf meinen Kopf. Unsere Nachbarn sahen zu, meine Eltern und meine Brüder schrien, aber sie konnten mir nicht helfen. Ein Mann zog mein T-Shirt hoch, zwei andere peitschten mich mit Stromkabeln aus. Irgendwann habe ich nichts mehr gefühlt. Ich war wie tot.«

Als Mouawiya erwacht, liegt er nackt in einem Kerker außerhalb der Stadt, in einem unterirdischen Gefängnis. Seine Zelle ist ein Hundezwinger, am Gitter hängt ein Schild: »Die hier eintreten sind vermisst. Die hinausgehen sind wie neugeboren.«

»Alles war nass und dunkel. Ich sah vier Wochen lang kein Tageslicht. Sie hängten mich jeden Tag an Viehhaken auf, an nur einer Hand. Sie lachten laut, als wäre es ein Spiel. Sie nannten es »Die lange Hand«. Sie steckten mich in Autoreifen und gaben mir Elektroschocks. Sie wetteten, dass ich nach meiner Mutter rief. Ich konnte kaum schlafen, ich dachte, sie holen mich wieder. Ich hörte ständig andere Jungen schreien.«

Mouawiya weiß damals nicht, dass Männer in den Zellen nebenan auch seine Mitschüler quälen, alle 22 Jungen seiner Klasse. Auch sie sind verschleppt worden, auch sie werden jede Nacht gefoltert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ihre Eltern, so erzählen es die Menschen in Daraa bis heute, flehen, ihre Jungen freizulassen, ihre Väter belagern das Quartier der Geheimpolizei.

Am 18. März 2011, einen Monat nachdem die Schüler verschwunden sind, rufen die ältesten Prediger Daraas zum Protest. Es gibt Videoaufnahmen, die zeigen, wie ein paar Hundert Menschen vor das Rathaus ziehen, als Sicherheitskräfte plötzlich, aus Helikoptern in der Luft, mit Gewehren auf sie schießen. Die Demonstranten rennen auseinander, aber einige von ihnen fallen zu Boden. Nur Stunden später erscheinen Bilder ihrer Leichen auf Twitter. Noch am selben Abend meldet ein Nachrichtensender aus Damaskus vier Tote in Daraa. Nur zwei Abende darauf, nach 33 Tagen in Gefangenschaft, werden Mouawiya und die anderen Jungen freigelassen.

Vielleicht fürchtet die Regierung noch größere Proteste. Vielleicht ordnet Baschar al-Assad die Freilassung persönlich an. Aber als die Eltern ihre Jungen zurückbekommen, erkennen sie ihre eigenen Kinder kaum. Mouawiyas Körper ist blutig geprügelt, seine Haut übersät mit Brandmalen und Schnittwunden, ihm fehlen alle Fingernägel.

»Meine Mutter weinte. Mein Vater fotografierte mich mit seinem Handy. Er wollte, dass alle sehen, was sie mit mir gemacht haben.«

Mouawiya hat das Foto auf seinem Handy gespeichert, er schickt es heute, gut sieben Jahre später, per WhatsApp. Es zeigt einen erschöpften Jungen mit aufgeplatzttem Gesicht. Dieses Foto, auf Bettlaken und Flugblätter gedruckt, hängt damals bald überall in der Stadt, wie bis dahin nur Präsidentenposter von Assad. Die Bewohner Daraas tragen es durch die Straßen, sie skandieren »Mouawiya huwa al-Salam!«, Mouawiya heißt Frieden!

Als seine Eltern ihn aus dem Krankenhaus nach Hause bringen, jubeln ihm Tausende Menschen zu.

»Es war eine Stimmung wie bei einer Hochzeit. Fremde Frauen warfen Rosen für mich. Erwachsene Männer, die ich gar nicht kannte, klopfen mir auf die Schulter. Sie nannten mich einen Märtyrer. Die Leute dachten, ich hätte Assad, vor dem jeder Angst hatte, absichtlich provoziert.«

Zuerst, sagt Mouawiya heute, habe ihm das gefallen. Zunächst habe er, ein Siebtklässler, dessen Namen sie nun überall in Syrien rufen sollten, sich geehrt gefühlt. Es gab Zeitungen in Damaskus, die bezeichneten ihn als »Ikone der Freiheit«. Es gab den Fernsehsender Al Jazeera, der nannte ihn den »schlimmsten Albtraum der Regierung«. Es gab auch Nachrichtensprecher auf CNN, die behaupteten, er habe sein Leben riskiert, um Assad zu entlarven.

Mouawiya, am Handy, sagt:

»Die Wahrheit ist: Ich wollte das nie. Aber dann, als ich es getan hatte, fühlten sich alle stark. Auf einmal wollten alle, jeder Bäcker und jeder Bauer, Assad beleidigen.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Während damals sein gefolterter Körper langsam verheilt, während die Despoten anderer Länder wie Märchenfiguren zu verschwinden scheinen, stürzen junge Männer in Daraa eine Statue von Hafis al-Assad, dem verstorbenen Vater des Präsidenten. Es gibt ein YouTube-Video, auf dem zu sehen ist, wie sie ihr lachend den Kopf abschlagen. Es gibt auch Fotos von Familienvätern mit Benzinkanistern, die eines Nachts das Büro von Assads Baath-Partei niederbrennen. Einen Tag später nehmen Schergen der Geheimpolizei, so geht das Gerücht in Daraa, Rache. Sie stürmen die Omari-Moschee im Zentrum, wo sich Demonstranten zum Freitagsgebet treffen, und erschießen 37 Menschen.

Die Lust am Töten, erinnert sich Mouawiya, so lässt sich die Spur der Gewalt an Nachrichtenmeldungen zurückverfolgen, so steht es heute in Geschichtsbüchern über den Krieg, erfasst ganz Daraa wie ein großes Gesellschaftsspiel. Junge Männer wie Mouawiyas ältere Brüder zünden Autos und Barrikaden an, andere plündern Waffendepots der Polizei, wieder andere besorgen Gewehre aus Jordanien und prügeln Beamte tot, die dem Geheimdienst dienen. Der Statthalter erklärt den Ausnahmezustand, Soldaten und Regierungspanzer sollen Daraa abriegeln, aber die Panzer stoppen nur die Menschen, nicht die Bilder.

Bald erreichen Fotos der anrückenden Armee auch Protestierende in Homs und in Aleppo, in Damaskus und in Hama. Bald werden Aufständische im ganzen Land getötet.

Die syrische Regierung tritt zurück, aber nicht Assad. Der Präsident verspricht Reformen, doch das hält die Wütenden nicht mehr auf. Am 22. April melden Oppositionelle zwei Massaker an 72 Demonstranten in Daraa und in einem Vorort von Damaskus. Am 6. Juni laufen Soldaten in der nördlichen Stadt Dschisr al-Schughur zu den Aufständischen über, die sie erschießen sollen. Am 29. Juli 2011, fünfeinhalb Monate nachdem Mouawiya das Graffito gesprüht hat, gründen Deserteure in der Türkei die Freie Syrische Armee und erklären allen, die in Assads Namen Zivilisten ermorden, den Krieg.

Sieben Jahre später spricht Mouawiya in seine Kamera:

»Salam aleikum, Friede sei mit euch.«

Es ist ein früher Morgen im Mai, ein neues Gespräch mit ihm beginnt. Mouawiya sitzt jetzt nicht mehr unter dem Orangenbaum neben der Mauer. Er steht, in Militärhose und Tarnweste, neben anderen jungen Männern vor einem zerstörten Haus. Sie selbst hätten es gesprengt, sagt er, um die letzte Zufahrtsstraße in ihr Viertel zu blockieren.

»Assads Armee rückt immer näher, die Raketenwerfer sind keine 500 Meter mehr entfernt, nur noch zwei Straßen. Unsere Feinde könnten mit Panzern angreifen, aber wir hören schon ihre Kampfjets fliegen, wahrscheinlich werden wir die Feinde gar nicht sehen, wahrscheinlich werden sie Fassbomben aus der Luft auf uns herabwerfen.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Manchmal hört man das Grollen, das aus dem Himmel kommt, dann zittert das Handy in Mouawiyas Hand. Wir reden jetzt alle drei Tage miteinander, für ein paar Stunden oder auch nur Minuten, solange die Verbindung hält, solange noch keine Raketen kommen. Manchmal schickt er nur kurze SMS- oder Sprachnachrichten, als Zeichen, dass er noch lebt. Manchmal sendet er Fotos, die er auf seinem Handy gespeichert hat und die sieben Jahre seiner Jugend, sieben Jahre im Krieg dokumentieren. Ein paar dieser Bilder zeigen einen Jungen mit Gelfrisur, der Motorrad fährt und sich zum ersten Mal verliebt. Die meisten zeigen einen Jungen, der ohne Familie aufwächst und der eines Tages, fast noch ein Kind, selbst ein Gewehr in die Hand nimmt.

Die Mauer, auf die Mouawiya damals das Graffito gesprüht hatte, steht heute immer noch in Daraa, aber die Schule, zu der die Mauer gehörte, ist weg. Mouawiya, kein Junge mehr, geht wieder dahin zurück, steigt über ihre Trümmer, filmt Autowracks und Häuser wie Gerippe, kilometerweite Ruinen. Er fährt vorbei an einem ausgebrannten Krankenhaus, an einem zerbombten Kindergarten, an Leichen in einem Flussbett – ein Fremdenführer aus der Unterwelt. Die Gliedmaßen der Toten sind verdreht, ihre Uniformen zerfetzt, manche haben kaum noch Gesichter. Es waren Soldaten von Assad, niemand hat sie begraben wollen, sagt Mouawiya, er verscheucht einen streunenden Hund, »Jalla, imschil!«, dann schwenkt er weg.

Daraa war früher, so erzählt Mouawiya, während er langsam durch zerstörte Straßen geht, eine bunte, jahrtausendealte Stadt, erwähnt im Alten Testament. Heute filmt er die letzten Bewohner, die vor ihren zerschossenen Häusern sitzen, die nicht mehr fliehen können und ihre eigenen Gräber ausheben oder vom Märtyrertod träumen.

Ein paar von ihnen stellt uns Mouawiya über seine Kamera vor; da ist Rabia, 40, eine Frau mit Beinprothese, einem Kleinkind auf dem Arm und zwei weiteren Kindern an der Hand; da ist Mohammed, 80, der sein halbes Leben lang Apotheker gewesen ist und der heute das Krebsgeschwür, das seine Lunge auffrisst, mit Hustensaft behandelt; da ist auch Naef, 33, der nachts mit einem Sprengstoffgürtel um den Bauch einschläft, dessen ganze Familie von der syrischen Armee getötet wurde und der nun, wenn Assads Soldaten kommen, um auch ihn zu töten, mindestens zehn von ihnen mitnehmen will.

Viele, die in Mouawiyas Handy sprechen, verfluchen Assad. Andere verfluchen Putin, oder sie verfluchen die Islamisten, die ihre Revolution gestohlen hätten. Und fast alle in Daraa, die Mouawiya früher als Helden feierten, verfluchen auch ihn heute als Schuldigen.

»Sie sprechen es nicht aus, sie sagen es mir nicht ins Gesicht, aber ich sehe es in ihren Blicken. Ich weiß, dass sie es denken. Ich denke es ja selbst: dass es den Krieg ohne mich, der Assad beleidigte, niemals gegeben hätte.«

Kann ein 13-Jähriger, der ein Graffito sprüht, an einem Krieg schuld sein?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mouawiya kann nicht mehr glauben, dass es ohne sein Graffito jemals zur Revolution gekommen wäre. Und selbst wenn das alles eine einzige Legende wäre, wie soll er sie vergessen?

Als der Bürgerkrieg beginnt, als die Menschen in Syrien noch seinen Namen rufen, erzählt er, will er der Held, zu dem er im ganzen Land gemacht wird, eigentlich nicht sein.

Er schaltet seine Kamera aus und sagt:

»Ich wollte nur weiter zur Schule gehen. Ich wollte niemanden mehr wegen dem, was ich getan hatte, sterben sehen. Nur ein paar Wochen noch, dachte ich, dann sei die Revolution vorbei, dann lebten wir in Freiheit. Alle in Daraa dachten, Assad würde jeden Tag verhaftet. Alle waren sich sicher, die Bilder aus Daraa, all die Leichen, seien sein Ende.«

In den ersten Wochen glauben viele Syrer, Assads Sturz sei nur eine Frage der Zeit. Die Vereinigten Staaten und die Europäische Union fordern Assad zum Rücktritt auf. Aber dann, aus Wochen der Gefechte werden Monate, ziehen über die jordanische Grenze immer mehr bewaffnete Milizen nach Daraa, um gegen Assad zu kämpfen. Dann schicken Assads Generäle noch mehr Hubschrauber und Panzer der syrischen Armee nach Daraa, dann jagen 5000 Soldaten die Rebellen.

»Unser Vater schrie mich und meine Brüder an, still zu bleiben, nicht bei den Rebellen mitzumachen. Er verbot uns, Waffen anzufassen oder vor anderen Leuten über Assad zu reden. Meine Brüder dachten, er sei ein Feigling. Ich weiß heute, mein Vater war ein kluger Mann.«

Das Haus seiner Familie liegt im Altstadtviertel Daraa al-Balad, in dem bald jeden Abend syrische Soldaten von Haus zu Haus ziehen, in dem ganz normale Väter, die angeblich Verräter sind, einfach so verschwinden.

Auch Mouawiya verschwindet. Seine Eltern verstecken ihn, um ihn zu beschützen, im Keller eines Onkels.

»Ich durfte nicht mehr auf die Straße, ich blieb fast ein Jahr lang im Haus. Das Haus hatte eine kleine Treppe vom Keller zu den Schlafzimmern, ich stieg sie jeden Abend nach oben. Durch das Fenster in der Küche konnte ich nach draußen sehen, überall auf den Dächern lagen Scharfschützen. An einem Morgen sah ich, wie kleine Mädchen, die mit einem Ball spielten, ins Schussfeld rannten. Und an einem Abend, das war schon im Winter, hörte ich Baschar al-Assad über mich sprechen. Er sprach in dem Radio neben meinem Bett. Er sagte, dass Homs und Aleppo nur meinetwegen, wegen eines Dummejungenstreichs, bombardiert würden und brennen.«

Nach einem Jahr, er ist 14 Jahre alt, holt sein Vater ihn aus dem Keller, zurück zu seiner Familie.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Er sagte, ich müsse keine Angst haben. Europa, Saudi-Arabien, Amerika, alle wollten uns helfen, alle gäben den Rebellen Geld und Waffen. Er sagte, Obama sei ein großer Mann. Obama drohe Assad, und Assad würde auf Obama hören.«

Im Fernsehen sieht Mouawiya, wie Obama von Kriegsverbrechen redet, von Chemiewaffen und einer »roten Linie«. Genau ein Jahr und einen Tag später, am 21. August 2013, Mouawiya ist jetzt 15 Jahre alt, melden Nachrichtensender einen Giftgasanschlag in Ghuta, in den Vororten von Damaskus, es gibt Hunderte Opfer, aber nichts passiert; Obama schickt Inspektoren, keine Raketen. Seine Drohungen sind leer.

»Ich sah die Gesichter von vergifteten Kindern, manche waren fast so alt wie ich. Ich saß in unserem Haus und betete um Vergebung. Ich konnte nachts nicht mehr einschlafen. Ich konnte meine Augen nur noch zumachen, wenn Musik auf meinem Handy lief.«

Mouawiya schickt einen Link zu einem YouTube-Video, zu einem Lied, das er damals jede Nacht gehört habe. Es ist das Lied »Get Lucky« von Daft Punk und Pharrell Williams, der Sommerhit 2013: We're up all night 'til the sun / We're up all night to get some / We're up all night for good fun / We're up all night to get lucky.

Er geht damals, so schreibt Mouawiya, schon seit zwei Jahren nicht mehr zur Schule. Er sieht seine Freunde nur noch auf Facebook, er übt nicht mehr Lesen, Schreiben oder Rechnen. Er zählt nur noch die Toten, die Al Jazeera im ganzen Land meldet. Mouawiya schreibt:

»Ich kam auf mehr als Hunderttausend.«

Während Mouawiya die Toten zählt, Musik hört und um Vergebung betet, während Soldaten und Rebellen einander in Daraa bekämpfen, sitzen deren Anführer in Europa an einem Tisch, um miteinander zu reden. Es sind Delegationen der Regierung und der Opposition, die am Genfer See zusammen mit Diplomaten aus 30 Staaten über den Frieden verhandeln; die das Töten gemeinsam beenden könnten, aber keine Gemeinsamkeiten finden.

Die Opposition, die aus verschiedensten Gruppierungen besteht, will eine neue Regierung, ohne Baschar al-Assad. Die Regierung um Assad nennt die Oppositionsgruppen »Terroristen«. Die Friedenskonferenz endet ohne Ergebnis, der Sondergesandte der Vereinten Nationen entschuldigt sich beim syrischen Volk dafür, versagt zu haben. Auch der Weltsicherheitsrat versagt. Er beschließt Sanktionen und Resolutionen, die Untersuchung von Kriegsverbrechen beschließt er nicht.

Im Sommer 2014, 200.000 Menschen sind bereits getötet worden, der »Islamische Staat« hat die Stadt Rakka besetzt, das »Kalifat« ausgerufen und geschworen, Ungläubigen in aller Welt den Tod zu bringen, erlebt Mouawiya, so erzählt er, die besten Tage seiner Jugend.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er ist 16 Jahre alt, als in Daraa für ein paar Monate keine Schüsse fallen, als er das Haus seiner Eltern verlassen darf und sein Vater ihm vor dem Ramadan ein altes Motorrad schenkt. Mouawiya fährt damit heimlich aus der Stadt, er fährt über die grünbraunen Hügel auf dem Land, wo Feigenbäume und leuchtend rote Kirschen wachsen. Hinter ihm auf dem Motorrad sitzt Esma, ein Mädchen aus seinem Viertel, das kein Kopftuch trägt, sondern lackierte Fingernägel hat und lange, lockige Haare.

»Wir kletterten jeden Nachmittag auf Berge und versteckten uns in den Olivenhainen. Wir sahen die Sonne über Daraa untergehen. Ich nahm sie in den Arm. Von Weitem sah unsere Stadt friedlich aus.«

Hast du deinen Eltern von ihr erzählt?

»Ich habe ihnen nichts gesagt. Ich habe ganz normal getan. Nach einem der Ausflüge sah ich mit meinen Eltern die Fußballweltmeisterschaft in Brasilien im Fernsehen. Wir sahen fast alle Spiele. Wir sahen, wie Brasilien gegen Deutschland verlor. Was für ein Spiel! Meine Brüder fluchten, mein Vater lachte.«

Und du?

»Ich konnte nicht an den Krieg und nicht an Fußball denken. Ich dachte die ganze Zeit an Esma.«

Vier Wochen später, an einem Abend nach dem Ramadan, auch daran erinnert sich Mouawiya genau, isst er zum letzten Mal mit seiner Familie. Seine Mutter hat frische Mazza zubereitet, so erzählt er, sein Vater redet über Assad, dessen Armee an immer mehr Fronten gegen immer mehr Feinde zu kämpfen hat, und über die Islamisten, die in der Wüste Menschen köpfen. Eine syrische Familie, versammelt an einem Tisch, während der Waffenruhe, als plötzlich, wie aus dem Nichts, eine Rakete vor ihrem Haus einschlägt.

»Die Explosion riss alles ein, die Erde wackelte, Betonplatten stürzten auf meine Brüder. Meinem Vater schossen Splitter in den Hals, er verblutete im Rauch. Meine Mutter und ich lagen unter Steinen, ich hörte sie atmen und um Hilfe rufen. Mein Vater und meine Brüder hörte ich nicht mehr.«

Seine Mutter und er, so erzählt Mouawiya ganz ruhig, begraben den Vater und beide Brüder auf einem jener Felder, auf denen sie früher den Weizen angebaut hatten. Die Mutter ruft »Allahu akbar«, Gott ist groß.

»Aber wenn Gott groß ist, dachte ich, warum nimmt er mir dann meine Familie? Warum will er, dass meinetwegen Menschen sterben?«

Mouawiya, wie die meisten in Daraa als gläubiger Sunnit erzogen, glaubt an eine Strafe. Er hört Männer, die in Daraa kämpfen, von einem »Heiligen Krieg« reden, und er beginnt zu glauben, so sagt Mouawiya, dass auch er, durch dessen Hand alles begonnen habe, für Syriens Freiheit kämpfen sollte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist der 30. Oktober 2014, eine Woche vor seinem 17. Geburtstag, in New York spricht der dritte Sondergesandte der Vereinten Nationen vor dem Weltsicherheitsrat, er spricht von »Aktionsplänen«, von »politischen Lösungen«, während Mouawiya mit seinem Motorrad in ein Rebellenlager südlich von Daraa fährt und sich der Freien Syrischen Armee anschließt.

»Ich schwor einen Eid und unterschrieb ein Blatt Papier, mehr nicht. Ich hatte noch keine Ahnung, wie man kämpft. Aber als ein Kommandeur im Lager meinen Namen rief, standen einige Soldaten auf, als könnten sie mit mir den Krieg gewinnen.«

Einen Monat lang übt Mouawiya, zusammen mit anderen Jungen, die noch nicht volljährig sind, den Umgang mit Gewehren. Er schießt auf Zielscheiben und Puppen, lernt, immer auf den Kopf zu zielen. Nach zwei Monaten weisen Befehlshaber ihn einer Truppe zu, die das Viertel, in dem Mouawiya früher zur Schule ging, in dem er das Graffito sprühte, gegen Assads Armee verteidigt.

»Meine Mutter flehte mich an, nicht zu kämpfen. Auch Esma sagte, ich sei zu jung, ich sollte mit ihr aus Daraa fliehen. Ich sagte, ich kann nicht einfach fliehen. Es sind zu viele meinetwegen gestorben.«

An einem Tag im nächsten Frühling, der »Islamische Staat« zerstört die antike Stadt Palmyra, Baschar al-Assad droht, seine Feinde »mit eiserner Faust auszurotten«, in Den Haag erhält der Internationale Strafgerichtshof Beweise für Verbrechen gegen die Menschlichkeit, tötet Mouawiya zum ersten Mal einen Menschen.

»Ich lag auf einem Häuserdach. Im Fadenkreuz meines Gewehrs sah ich auf einem anderen Dach einen Soldaten der syrischen Armee. Der Soldat sah mich nicht. Er war, glaube ich, doppelt so alt wie ich, vielleicht genauso alt wie mein Vater. Ich zielte auf seinen Kopf. Dann drückte ich ab.«

Mouawiya sagt heute, er wisse nicht, wie viele Männer er danach getötet habe. Vielleicht stimmt das. Vielleicht will er es nicht wissen.

Was hast du beim ersten Mal gespürt?

Mouawiya schweigt lange, am Handy ist nur sein Atem zu hören. Irgendwann sagt er:

»Nichts.«

Während Mouawiya in seiner Heimat bleibt und kämpft, während immer mehr junge Männer aus Europa ausziehen, um nicht für Freiheit, sondern für den »Islamischen Staat« zu kämpfen, verlassen Millionen ihre Heimat Syrien, Hunderttausende flüchten nach Europa. Als sich Esma, die mit ihren Eltern flieht, von Mouawiya verabschiedet, macht er ein Foto von ihrer Hand auf seiner linken Brust, auf seinem Herzen. Er behält dieses Foto bis heute als Profilbild bei WhatsApp.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Sie schickte mir auf der Flucht nur noch zwei Nachrichten, eine aus Ägypten, wo sie mit ihren Eltern durch die Wüste lief, und eine aus Libyen, wo sie mit Schleppern auf ein Boot wartete. Sie wollten über das Mittelmeer fahren, nach Italien. Ich war noch nie am Meer, Esma schrieb mir: ›Die Wellen sind blau und schön. Bete für uns!‹ Danach schrieb sie nie wieder.«

Im Spätsommer desselben Jahres, im September 2015, fast zwölf Millionen Syrer sind auf der Flucht, sucht Mouawiya im Internet nach Bildern von Flüchtlingsbooten, er sucht immer noch nach Esma, aber er sieht nur das Foto eines dreijährigen syrischen Jungen am Strand von Bodrum, an der türkischen Küste. Der Junge, sein Name ist Alan Kurdi, war noch nicht geboren, als Mouawiya das Graffito sprühte. Er ist im Meer ertrunken, das Meer hat seine Leiche an Land gespült, das Foto wird zum Schockbild dieser Zeit.

Ein paar Tage später, Regierungen in Europa sprechen von »menschlichen Tragödien« und schließen gleichzeitig ihre Grenzen, stößt Mouawiya auf Bilder, die eine ganz andere Botschaft senden, Bilder der Menschlichkeit, die er nicht mehr kannte, diese Bilder kommen aus Deutschland.

»Ich sah Syrer wie mich, Tausende, sie stiegen an Bahnhöfen aus Zügen. Da waren auch Deutsche mit Luftballons, sie haben jeden Syrer beklatscht. Da war auch diese deutsche Frau, die alle nach Deutschland einlud. Sie war überall bei Facebook. Jeder hat Bilder von ihr gepostet. Sie war berühmt.«

Mouawiya schweigt einen Moment, dann sagt er:

»Ich weiß ihren Namen nicht mehr.«

Auch Mouawiyas ehemalige Mitschüler, alle 22 Jungen, die einst wie er gefoltert worden waren, ehe die Revolution begann, versuchen damals, nach Deutschland zu gelangen. Bei Facebook verfolgt Mouawiya ihren Weg. Er sieht, dass manche, die Europa erreichen, auf Müllkippen oder in eingezäunten Lagern landen. Und er sieht andere, die es bis nach München, Dortmund oder Berlin schaffen, die Fotos von sich vor deutschen Fußballstadien posten.

Man kann einige dieser Jungen, die mittlerweile junge Männer sind, heute suchen, und man kann sie verteilt über Europa und den Nahen Osten finden. In einer Asylunterkunft in Darmstadt. In einer McDonald's-Filiale in Wien. In der jordanischen Zeltstadt Saatari, einem der größten Flüchtlingslager der Welt. Fast alle von ihnen waren einmal mit Mouawiya befreundet. Fast alle sagen heute, er, der Assad beleidigte, habe ihr Leben und ihr Land zerstört.

Nachdem Mouawiyas Freunde aus Syrien geflüchtet sind, kämpft er noch drei weitere Jahre lang in Daraa, aber er weiß von Jahr zu Jahr weniger, so sagt Mouawiya, wofür.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einen Tag bevor er 18 Jahre alt wird, wird Donald Trump zum Präsidenten der USA gewählt. Trump nennt Assad nicht länger Amerikas Feind, sondern »Verbündeten« gegen den Terror. Mouawiyas Verbündete, mit denen er seinen Geburtstag feiert, sind junge Männer, die er kaum kennt.

»Sie kämpften mit der Freien Syrischen Armee, aber sie trugen lange Bärte und redeten vom Kalifat. Manchmal, wenn sie Soldaten von Assad gefangen nahmen, schlachteten sie die Gefangenen ab wie Ziegen.«

Mouawiya schickt ein Foto, darauf stehen Geländewagen und ein paar Dutzend Männer im Kreis. Ein Mann filmt mit einer Videokamera, zwei andere führen einen Gefangenen in ihre Mitte, mit einem Sack über dem Kopf.

»Manchmal, wenn ich ihnen beim Schlachten zusah, wusste ich nicht mehr: Wer ist böser, Assad oder die Männer mit den Bärten, meine eigenen Kameraden?«

Es ist im Winter 2016, im Nordirak verliert der »Islamische Staat« den Kampf um Mossul, im kasachischen Astana bereiten die Vereinten Nationen die vierte Syrien-Konferenz vor, als Assads Armee im Kessel von Aleppo die vielleicht entscheidende Schlacht des Krieges gewinnt. Fünf Monate später, vor genau einem Jahr, versucht das Regime, auch Daraa zu erobern. In nur zwei Wochen im Juni, in Deutschland wird so gut wie nicht darüber berichtet, aber Weißhelme des Syrischen Zivilschutzes werden noch lange davon erzählen, fallen 645 Fassbomben, 91 Napalmraketen und 645 Mörsergranaten auf Daraa.

»Überall war Feuer, überall brannten Menschen. Ich sah Kinder, die im offenen Feuer Spatzen grillten, um nicht zu verhungern. Ich sah Familien, die erhängten sich vor ihren Häusern, nur aus Angst. Das Schlimmste war das Warten auf die nächste Bombe, das Geräusch, wenn sie vom Himmel fiel.«

Seine Mutter und er, so erzählt Mouawiya, überleben; glauben fest, die ganze Welt blicke auf Daraa, sehe einfach zu, wie Assad alles vernichte. Wie sollen sie sich vorstellen können, dass bis heute, nach sieben Jahren Krieg, nach Tausenden Bomben und Gefechten, kaum jemand da draußen jemals den Namen Daraa gehört hat?

An einem Abend Ende Mai springt Mouawiyas Kamera nicht mehr an. Er reagiert auch nicht mehr auf Anrufe. Die Verbindung ist zu schlecht, schreibt er per SMS, der Angriff auf den Süden der Stadt hat begonnen, die zweite Großoffensive der syrischen Armee steht bevor. Er schickt ein Foto von einem Flugblatt, das Hubschrauber über Daraa abgeworfen haben, darauf steht: »Ergebt euch, oder ihr werdet alle sterben.«

Es ist der 2642. Tag des Krieges und die letzten tausend Kämpfer in Daraa, einer der letzten Rebellenhochburgen in Syrien, können sich kaum noch wehren. Mouawiya schickt eine Sprachnachricht, seine Stimme klingt erschöpft:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Hier ist Mouawiya, könnt ihr mich hören? Sie beschießen uns mit Mörsern und Raketen. Wir haben fast keine Munition mehr, aus dem Ausland kommen kaum noch Waffen. Eigentlich sollten die Amerikaner uns beschützen, aber sie haben uns aufgegeben. Wir sitzen in einem Steinbunker. Wir können nur beten.«

Einen Tag später schreibt Mouawiya, per WhatsApp-Nachricht:

»Ich habe keine Angst mehr vor dem Tod.«

Eine Woche danach, mittlerweile melden Rebellen und Dschihadisten in Daraa jeden Abend Raketeneinschläge, schreibt Mouawiya mitten in der Nacht:

»Vielleicht können meine Mutter und ich noch fliehen, vielleicht gibt es einen Weg. Es gibt einen Schlepper, er kann uns nach Jordanien bringen.«

Zwei Nächte darauf, es ist seine vorerst letzte Nachricht, für Tage das letzte Lebenszeichen, schreibt er nur:

»Ich habe Daraa in meinem ganzen Leben noch nie verlassen.«

Vielleicht ist die Legende von dem Jungen, der den Krieg auslöste, wie ein Fluch. Vielleicht ist sie auch alles, was Mouawiya noch hat.

An einem frühen Morgen im Juni, über Daraa steht schwarzer Rauch, umarmt eine Mutter irgendwo außerhalb der Stadt, auf einem Wüstenstreifen vor der jordanischen Grenze, ihren jüngsten Sohn. Die Mutter, so werden es Geflüchtete beschreiben, die mit ihr über die Grenze kommen, weint und schlägt ihrem Sohn gegen die Brust, dann küsst sie ihn. Der Sohn geht nicht mit ihr weiter, er flieht nicht nach Jordanien, er geht nicht fort aus Syrien. Er bleibt.

Bildunterschriften:

Kämpfer Syasneh vor zerstörtem Elternhaus in Syrien »Ich habe Daraa noch nie verlassen«

Legende Syasneh bei WhatsApp-Anruf »Jeder Bäcker und jeder Bauer wollte Assad beleidigen«

Demonstranten in Daraa 2011

Gefolterter Junge Syasneh 2011

Schulmauer mit Einschusslöchern 2018: "Irgendwann habe ich nichts mehr gefühlt, ich war wie tot"

Abschiedsfoto mit Freundin Esma

Rebell Syasneh: Kann ein 13-Jähriger einen Krieg auslösen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Motorradfahrer Syasneh in den Ruinen Daraas

Syasnehs Mutter an Gräbern 2015

Verliebter Teenager Syasneh 2014

Bombenexplosion in Daraa 2017: "Ergebt euch, oder ihr werdet alle sterben"

Autoreninfo

Claas Relotius, Jahrgang 1985, studierte Kultur- und Politikwissenschaft und schreibt seit 2014 Reportagen für den SPIEGEL. Die Recherche zu dieser Geschichte begann vor eineinhalb Jahren. Damals schien noch nicht klar, wer den Syrienkrieg gewinnen würde.

Mail: claas.relotius@spiegel.de @claasrelotius Über den Autor

SPIEGEL-Redakteur Claas Relotius hat sich zusammen mit seiner Kollegin Asia Haidar auf die Suche nach dem Jungen gemacht, der angeblich den Syrien-Krieg auslöste. Mit einem Graffiti. Seine Geschichte ist ein Teil der Geschichte des Landes geworden.